

Zeichnung zur TA I

Ruhrgebietsloge am 06.09.2025 in der Maximilianhalle

Sehr ehrwürdiger Distriktmeister,

Ehrwürdige Meister,

würdige und geliebte Brüder alle,

Mit der diesjährigen Ruhrgebietsloge verbindet sich für uns hier in Hamm ein zugegebenermaßen nicht ganz rundes Jubiläum. Im nächsten Monat jährt es sich zum 15. Mal: Mit der Schließung des Bergwerkes Ost (ehemals De Wendel/ Heinrich-Robert) endete nach fast 110 Jahren der Kohlenbergbau. Es war die letzte von insgesamt vier Zechen, die einst auf dem Gebiet der heutigen Stadt Hamm Kohle förderten.

Das Gebäude, in dem wir uns heute zur Arbeit versammelt haben, ist, passender kann es kaum sein, auch ein ehemaliges Zechengebäude. Genauer gesagt sind wir hier in der Kaue der ehemaligen Zeche Maximilian. Wo wir am heutigen Tag unser Ritual begehen, machten sich vor über 100 Jahren die Kumpel bereit zur Arbeit, beziehungsweise wuschen sich nach derselben und legten wieder saubere Kleidung an. Ein kurzer Blick auf die Geschichte dieses Ortes: Die Teufarbeiten für die Zeche Maximilian begannen 1902. Schon früh verzögerten Wassereinbrüche und Gasaustritte die Fertigstellung so erheblich, so dass erst fast zehn Jahre nach dem Beginn der Arbeiten im Jahre 1912 endlich mit dem systematischen Kohleabbau begonnen werden konnte. Etwa 2500 Menschen waren auf Maximilian beschäftigt. Ein weiterer, schwerer Wassereinbruch und fehlende Ersatzteile für die Wasserhaltung führten 1914 zu einem frühen Ende des Bergwerks, alle Wiederbelebungsversuche nach Kriegsende scheiterten. Das Gelände wurde nach und nach zu einer Brache, das Gebäude, in dem wir uns befinden, wurde unter anderem 1945 nach der Befreiung von den Amerikanern als Displaced Persons Camp benutzt. Hunderte von befreiten Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern warteten hier auf die Heimkehr in die damalige Sowjetunion. Mit der Entscheidung, 1984 hier die Landesgartenschau durchzuführen, entstand auf dem ehemaligen

Zechengelände (erstmals unter Einbeziehung industriekultureller Reste) der Maximilianpark, eine wunderbare grüne Oase, die immer noch ein Magnet gerade für junge Familien ist.

Zur ehemaligen Zeche Maximilian gehört aber neben den ehemaligen Grubengebäuden noch ein weiteres, bis heute deutlich sichtbares Relikt – die einstige Kolonie, vom Bergwerksbetreiber als Wohnort für die Kumpel und ihre Familien gedacht. Diese Arbeitskräfte kamen längst nicht mehr aus den umliegenden Dörfern und Städten, sondern wanderten aus Schlesien, Ostpreußen und vor allem aus den deutsch-polnischen Gebieten ins Revier ein. Die Entwicklung war hier nicht anders als Jahrzehnte zuvor in den anderen Städten des Ruhrgebiets. Wir alle kennen diese Geschichte. Bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts wandelte sich das Ruhrgebiet von einer ländlich geprägten Region zum pulsierenden Industriegebiet. Binnen weniger Jahre gründeten sich Dutzende von Zechen und Eisenhütten. Neben Arbeitssuchenden aus Westfalen, Rheinland und Hessen kam das Personal, mit dem zahlreiche ausländische Investoren Ihre Unternehmen ausstatteten. So zogen auch schon zu dieser Zeit tausende Menschen aus Irland, Belgien und Frankreich in das Ruhrgebiet, die Zechen hießen dementsprechend „Shamrock“, „Erin“ oder „Mont-Cenis“. Italienische Wanderarbeitende kamen als Fachleute für Steinbearbeitung, Schacht- und Tunnelbau.

Mit dem Boom der Industrie zum Ende des 19. Jahrhunderts zogen mehr als eine halbe Millionen Menschen aus Schlesien, Posen und Masuren ins Revier. Vor allem in den Zechen und Siedlungen des nördlichen Ruhrgebiets bildeten sie bald die Mehrheit. Sie waren in der Regel preußische Staatsangehörige, sprachen meist aber polnisch oder Dialekt und wurden im Alltag von den Einheimischen als Polen und Polinnen angesehen. Viele mussten unter Vorurteilen leiden. Nach dem Ersten Weltkrieg verließ die Mehrzahl der polnischen Zugewanderten das Revier: gut ein Drittel ging zurück in den neu gegründeten Staat Polen, ein Drittel zog weiter nach Westen in die französischen und belgischen Bergbauregionen, die mit höheren Löhnen und besseren Lebensbedingungen lockten.

Alle diese Gruppen, die den verschiedenen Dekaden zu uns in Ruhrgebiet kamen, hatten eins gemein: den Mut, in einer völlig fremden Umgebung einen

Neuanfang zu wagen, obwohl sie nicht immer und nicht überall von den Einheimischen mit offenen Armen empfangen wurden.

Sie brachten ihre Sprachen, Lieder und Bräuche, ihre Kultur mit. Und vieles blieb bis heute. Besonders prägend für den Ruhrgebietswortschatz sind die polnischen Lehnwörter der Bergarbeiterzeit (Mottek = Hammer, Maloche = schwere Arbeit, Kumpel = Freund, Kamerad, Bude = Hütte) neben westfälisch-niederdeutsch geprägten Wörtern (Knifte, Pütt).

Nach dem Zweiten Weltkrieg kamen wiederum neue Gruppen von Menschen in das Ruhrgebiet: Nun waren es Italiener, Spanier, Griechen, Türken, Jugoslawen als sogenannte „Gastarbeiter“. Ganze Familien verließen ihre Heimat, um auf den Zechen Arbeit zu finden. Viele sahen das Ruhrgebiet nur als vorübergehenden Aufenthaltsort. Doch wer hier blieb, wurde Teil einer neuen, gemeinsamen Heimat.

Unter Tage verschwammen die Unterschiede. In der Dunkelheit der Grube gab es keine „Deutschen“, „Polen“ oder „Türken“ – nur Kumpel. Vor Kohle waren alle gleich. Und Du wusstest genau: Deine Gesundheit, Dein Leben hängt davon ab, ob der neben dir seine Arbeit richtig macht und auf dich achtgibt, und umgekehrt genauso. Diese gegenseitige Abhängigkeit schuf ein unsichtbares Band – eine Verbundenheit, eine Solidarität, die weit über die Arbeitszeit hinausreichte und die für Außenstehende bis heute nicht wirklich bis ins Letzte nachvollziehbar ist. Und das gemeinsame Ziel war natürlich, möglichst viel Kohle zu machen, um den unbändigen Hunger der Industrie nach Energie zu stillen und für sich selbst bessere Verhältnisse zu erarbeiten.

Über Tage, in den Arbeitersiedlungen – in den Kolonien – setzte sich diese Nähe an vielen Stellen fort. Die Häuser standen schließlich oft Wand an Wand, dahinter befanden sich Gemüsegärten. Was heute beschaulich wirkt, war früher ein Raum der Enge. Zu den Eltern, Großeltern und der in der Regel größeren Zahl an Kindern kam meistens noch ein Kostgänger. Aber trotzdem: Die Kinder spielten zusammen, unabhängig von Sprache oder Religion. Man half einander beim Renovieren, teilte den Ertrag aus dem Garten oder brachte Suppe vorbei, wenn jemand krank war. Selbst Feste, wie das Sommerfest oder der Nikolausabend, wurden so gestaltet, dass sich alle willkommen fühlten – manchmal nicht nur mit deutschen, manchmal sogar mit polnischen oder mediterranen Speisen auf dem Tisch.

Liebe Brüder, ich will nicht in falsche, allzu sentimentale Ruhrpottromantik verfallen. Es wäre schlichtweg unwahr, zu behaupten, das Miteinander Leben in der Kolonie wäre ohne Probleme gewesen. Natürlich gab es Missverständnisse und Vorurteile. Natürlich gab die Sprachbarriere. Doch im Alltag lernten die Menschen voneinander – auf dem Pütt, im Schrebergarten, in der Werkstatt. Langsam wuchsen die Kulturen zusammen. Aus Nachbarn wurden Freunde, aus Freunden sogar auch schon mal Familie.

Heute leben im Ruhrgebiet zwischen Hamm und Duisburg Menschen aus 170 Nationen. Mehr als 100 verschiedene Glaubensrichtungen werden praktiziert. Die überwiegende Zahl der Arbeitsplätze liegt längst nicht mehr im Montanbereich. Sie sind während des Strukturwandels entfallen. Aber der Anteil von Kleingewerbetreibenden unter den Menschen mit Migrationsgeschichte hat sich deutlich erhöht. So finden sich heute in den großen Städten des Reviers oft Wohn- und Geschäftsviertel von Zugewanderten. Die lange Geschichte der Zuwanderung ins Ruhrgebiet und die Tradition der Solidarität der Menschen in dieser Region ist eine Chance, eine wirkliche Chance, Lösungen für die kleinen und großen Konflikte im Zusammenleben zu finden und gemeinsame Perspektiven für die Zukunft zu entwickeln. Dies ist umso wichtiger in einer Zeit, in der Migration zunehmend auf Ablehnung stößt, in der Debatte darüber, angeheizt durch Falschinformationen jedweder Art, alte und neue Ressentiments geschürt werden und Zuwanderung letztendlich als eine weltvernichtende Bedrohung wahrgenommen wird.

Wenn wir heute über das Ruhrgebiet und seine Menschen sprechen, dann sprechen wir über eine Region, die auf Kohle und Stahl durch Menschen aus unterschiedlichsten Gegenden und Kulturen aufgebaut wurde – und hier lassen sich Werte ablesen, die uns als Freimaurer in besonderem Maße vertraut sind.

Von der Lebens- und Arbeitseinstellung der Bergleute lässt sich in der Tat eine Brücke zu unserer freimaurerischen Ethik schlagen:

Stichwort „Brüderlichkeit“: Das „Aufeinander angewiesen sein“ Unter Tage schuf eine Verbundenheit jenseits von Nationalität, Sprache oder Herkunft, ähnlich wie wir sie als Brüder weit über die Grenzen unserer eigenen Loge empfinden und leben. Auch, dass man ob der schweren und gefährvollen Arbeit „achtsam auf sich selbst“ sein muss, ist uns unter Brüdern wohlvertraut.

Stichwort „Toleranz“: Unterschiede wurden nicht als Hindernis, sondern als Teil der Gemeinschaft und etwas Bereicherndes akzeptiert.

Stichwort „Humanität“: Wer in Not geriet, wurde von allen getragen – ohne Ansehen der Herkunft. Solidarität war kein ideologischer Begriff, sondern gelebte Tugend. „Nie der Not und dem Elend den Rücken kehren“ – das kennen wir. In dieser Hinsicht ist der Ruhrgebietsmensch vor allem schnell, zupackend und umstandslos: [„Wat brauchstse? Jau, hab` ich. Komm gleich!“]

Schließlich könnte man noch sagen: Wie der Bergmann tief in den Schacht einfuhr, um Kohle nach Übertage zu fördern, so steigen auch wir als Freimaurer in unser Inneres hinab, um Erkenntnis, Wahrheit und Menschlichkeit in die Welt zu bringen.

Und noch ein Symbol verbindet uns Maurer mit dem Bergbau: Das Licht, es gibt dem Bergmann unter Tage Orientierung, ohne dem bist Du Untertage verloren und stürzt schlimmstenfalls in einen Blindschacht. Für uns Freimaurer ist uns das Licht ein spiritueller Kompass, der uns den Weg zu einem besseren Verständnis und einem aufrichtigen Leben weist. Das Licht steht auch für die moralischen Prinzipien wie Weisheit, Stärke und Schönheit und wird als das „Große Licht“ betrachtet, das die Brüder auf ihrem Weg zu einer besseren Gesellschaft anleitet. Ohne dieses Licht laufen wir in die Irre.

Und wie der Bergmann ohne die Kumpel an seiner Seite verloren wäre, so könnten auch wir als einzelner Mensch unser Werk ohne die Brüder an unserer Seite nicht vollbringen.

Heute, da die Fördertürme nur noch als Denkmäler stehen, bleibt uns das Vermächtnis der Gemeinschaft der Bergleute. Es mahnt uns, in unserer Gesellschaft – wie auch in unseren Logen – weiterhin Mauern des Zauderns, der Engstirnigkeit und der Vorurteile, einzureißen und Brücken zu bauen.

In diesem Sinne schließe ich meine Zeichnung mit einem „Glück auf“ – und allzeit im Lichte.